



Erwin Riess
Foto: Alexander Golser

SAMMLUNGSBEREICH LITERATUR

Zur Welt hin

*Ein Gespräch mit dem Schriftsteller
Erwin Riess*

Von Isabella Breier

Ich hatte die Freude, den 2018 von der Dokumentationsstelle für Literatur in Niederösterreich erworbenen Vorlass des 1957 geborenen, in Krems aufgewachsenen Autors Erwin Riess systematisch aufbereiten zu dürfen. Über einen Zeitraum von sechs Monaten sah ich mich im Studienraum des Zentrums für Museale Sammlungswissenschaften an der Donau-Universität Krems mit einer Fülle an Manus- und Typoskripten, werkbezogenen Notizen, Zeitungsausschnitten, Sachbuchauszügen und Korrespondenzen konfrontiert.

Das umfangreiche Material bezeugt – über seine zahlreichen Publikationen hinaus – Riess' vielfältige Interessens- und Schaffensgebiete, die seit Jahrzehnten in wechselseitig befruchtenden Beziehungen stehen. Als Schriftsteller hat er ein beachtliches Œuvre vorzuweisen. Zum einen verfasste er erfolgreich aufgeführte Theaterstücke und Hörspiele. Zum anderen ist er der Schöpfer der bekannten Groll-Krimis. Des Weiteren

engagiert sich Riess in Sachen Behindertenrechte, forscht und lehrt etwa im Bereich der Integrationspädagogik. Mit erstaunlicher Kontinuität partizipiert er an allerlei Diskussionen. Seine zum Beispiel in der „Volksstimme“, in „konkret“ oder „junge Welt“ veröffentlichten Beiträge behandeln eine breite Palette von Themen. In Essays, Kommentaren und Reportagen beschäftigt er sich mit aktuellen sozioökonomischen wie philosophischen Belangen ebenso wie mit historischen Analysen und politikwissenschaftlich orientierten Untersuchungen gesellschaftlicher Zusammenhänge.

Auch Riess' literarisches Werk betrachtet und bearbeitet empirische Realitäten. Übers Fiktionale hinaus dringt die wirkliche, die wirksame Welt in die Sphäre der Schauspiele und Romane. Wie skurril manche Figuren, wie komplex konstruiert gewisse Plots sich gestalten mögen: Stets findet eine Art Diagnose pathologischer Aspekte sozialer Verhältnisse statt. >>

Isabella Breier: Um meine erste Frage mit einer Redewendung aus der seinerzeit von Robert Lembke moderierten Quizsendung „Was bin ich?“ zu formulieren: Gehe ich recht in der Annahme, dass die sorgsame Auseinandersetzung mit einem bestimmten Sujet eine wichtige Rolle im Rahmen Ihres literarischen Verfahrens einnimmt? Ich denke hier sowohl an Ihre Prosa als auch an Dramen, beispielsweise „Die Kuruzzen“, „Messenhauser oder Bomben auf Venedig“, „Hawkings Traum“, „Herr Grillparzer fasst sich ein Herz und fährt mit einem Donaudampfer ans Schwarze Meer“ oder „Der Zorn der Eleonore Batthyány“.

ERWIN RIESS: Es gibt einige Themenkomplexe, die sich in meiner Arbeit immer wieder finden. Ob es sich um die Epoche Prinz Eugens handelt – in der sich besonders unter Joseph I. eine weltoffene, antiklerikale Perspektive für das Habsburgerreich auftrat (und aus diesem Grund nach Eugens Tod von den reaktionären Kräften zunichte gemacht wurde) –, ob es Grillparzers Österreich, den Faschismus in Kärnten oder der Wachau, die Funktion behinderter Menschen für die Gesellschaft oder den Tschernobyl-Komplex betrifft: Immer steht eine ausführliche Recherche hinter der literarischen Arbeit, getreu meinem Motto „Wer der Wirklichkeit zu Leibe rücken will, muss mit ihr auf Augenhöhe verkehren“.

Könnten Sie den Prozess der von intensiven Recherchen getragenen oder begleiteten Entwicklung Ihrer Romane ein wenig veranschaulichen?

RIESS: Das über Jahrzehnte entwickelte Zeitschriften- und Bücherarchiv ist unverzichtbarer Bestandteil meiner Arbeit. Manchmal verändern die Archivstücke den Lauf der Handlung, manchmal muss ich Stoffe abbrechen. Es gibt aber auch Arbeitsstrecken, die

befruchten sich Schreiben und Lesen im Arbeitsprozess. Das sind die besten Phasen. Meist ist der Ausgangspunkt meiner Stoffe ein einprägsames Bild von Personen und Situationen am Ende der Erzählung. Gut ist es, wenn die Bilder handlungsleitend sind – wie das Bild des autistischen Mädchens, das, eine Menschenpeitsche in einer Hand, mit seinem todkranken Mafia-Großvater in einem Hochtal in Sizilien in die Ferne blickt. In solchen Fällen kann man den Roman dann von hinten nach vorn erzählen. Beim gegenwärtigen achten Groll-Roman, der um Salzburg, die politische und die Festspiel-Geschichte kreist, war ebenso ein Bild Ausgangspunkt der Arbeit. Oft stellen die Bilder – die wie Leuchttürme den Weg weisen – sich aber erst im Verlauf der Arbeit ein. Ohne Leuchtturmbilder bleiben auch interessante Stoffe stumm.

Für die Orientierung wichtig sind für mich Autoren wie Jaroslav Hašek, der ja Hunderte Schwejk-Geschichten für diverse Zeitschriften verfasste. Auch Hemingway („Nick Adams Stories“) oder Umberto Eco und portugiesische Autoren und Autorinnen sind da zu nennen.

Gerade das Figurenpaar Groll und der Dozent verkörpern ein routiniertes Gespann dialektisch geschulten Erkenntnisgewinns respektive Aufklärungsstrebens. Dieser Modus Operandi scheint sich bewährt zu haben.

RIESS: Die Zweierkonstellation ist ja in der modernen Literatur – also seit Cervantes – die älteste. Don Quijote und Sancho Pansa wurden von Denis Diderot in „Jacques der Fatalist und sein Herr“ und „Rameaus Neffe“ fortgesetzt. Man kann die Linie bis zu Brechts „Flüchtlingsgesprächen“ und Volker Brauns „Hinze und Kunze“-Storys ziehen. Auch bei Kraus' „Letzten Tagen“ findet sich die dualistische Struktur („der Optimist und der Nörgler“).

Der Sinn dahinter: Das Licht der Wirklichkeit bricht sich in einem doppelten Prisma. Eine Position steht mit der anderen im Widerstreit. Die Geschichte wird

aber erzählt von Herrn Groll als Ich-Erzähler. Bei den vielen Groll-Storys gibt es ja meist einen auktorialen Erzähler, der allerdings agiert auch sehr nah an Groll. Der Grund: Es sind ja noch keine fixierten Settings, eher ästhetische Versuchsstationen oder Prototypen, wobei das Ästhetische die gesamte potenziell erfassbare Wirklichkeit umfassen muss, andernfalls eine Reduktion nicht gelingen kann. Manche Romane wie „Herr Groll und der rote Strom“ beruhen auf einer Groll-Kurzgeschichte.

Arbeiten Sie gern parallel an mehreren Texten?

RIESS: Ich hasse Parallel-Arbeiten. Die Gefahr, dass bei keinem der Texte etwas Brauchbares rauskommt, ist groß. Man muss schon mit Haut und Haar in einen Textkosmos vordringen. Insofern birgt meine Art des Produzierens keine geringen Gefahren. Ich lasse mich da von amerikanischen und lateinamerikanischen Autoren leiten. Dass Hemingway für Zeitschriften schrieb (schreiben musste), hat seinen Romanen nicht geschadet. Ich vermute sogar, die Produktion für Zeitschriften hat die Romanarbeit befruchtet. Das ist nämlich die zweite Seite der Lohnplackerei, und die ist durchaus positiv. Dazu kommt: Man bleibt nicht nur im Schreibschwung, man bleibt durch die vielfältige Produktion auch überprüfbar, für andere und für sich. Auch das hat eine vorteilhafte Wirkung, es lauert ja auf Einzelproduzenten nicht wenige Gefahren: Faulheit, Depression, Alkoholismus, hartnäckiger Kleinmut beziehungsweise Selbstüberschätzung.

Ein paar Grundsatzfragen zu Ihrem Schaffen: Wie verhält sich der Kommunist zum Akteur im literarischen Betrieb? Was sagt der ironisch abgeklärte Geschichtenerzähler zum unermüdeten Behindertenrechtsaktivisten? Schaut der Theoretiker dem Schriftsteller über die Schulter?

RIESS: Wenn die Texte schlecht sind, ja. Es gilt ja auch hier die Triade der laufenden Produktionen: ein Drittel Ausschussware, ein Drittel mittlere Produktion

(halbwegs tauglich) und ein Drittel im Brecht'schen Sinn brauchbar, also gut bis sehr gut. Bei rund 1.200 Texten sind das immerhin 400. Wenn sich dieses Verhältnis nicht verschlechtert, muss man zufrieden sein.

Zur ersten Frage: Auch die Kunst unterliegt den Gesetzen der kapitalistischen Verwertung. Man muss sich dazu verhalten, denn außerhalb ist wohl eine Produktion möglich, aber aus dem Produkt wird noch keine Ware. Und der Himmel des Kapitals ist nun einmal die Mehrwertproduktion und deren Realisierung als Profit auf dem Markt. Was man sehr wohl tun kann: die Verwertung diversifizieren, das Produktportfolio streuen. Man kann dadurch Einbrüche ausgleichen: Zeitschriften, die in Konkurs gehen, da hab ich Dutzende erlebt, Verlage, ewiger Ärger wegen Theater- oder (Groll-)Filmprojekten. Als Produzent stehst du da immer einem Konzern mit unzähligen Wichtigtuern gegenüber. Diese „Kulturvermittler“ sind Angestellte der Kulturindustrie und von daher grundsätzlich Feinde der Kunst. Dafür lieben sie die Kultur.

Zusammenfassend: Sind die vielen Erwin Riess also ein und dieselbe Lebensform oder zumindest gute Freunde, die sich friedlich die Fischsuppe teilen?

RIESS: Gute Freunde streiten oft und hadern mit sich und dem Freund. In diesem Sinn sind wir gute Freunde. Aber die Teilpersonen sind immer noch per Sie. Manchmal sehe ich mich auch gezwungen, einer Teilperson für einige Zeit das Sie-Wort zu entziehen.

Als Geistesarbeiter, der seit Jahrzehnten Dramen und Romane entwirft: Befassen Sie sich nach wie vor mit verschiedenen Optionen literarischer Inszenierungen Ihrer Ideen?

RIESS: Ich habe meinen Stil und meine Form in den Stücken und in der kurzen und langen Groll-Prosa gefunden. Ich sehe keine Notwendigkeit, einen Wechsel vorzunehmen. Außerdem würde Herr Groll mich in diesem Fall in der Donau ersäufen.